Blick auf die Leinwand

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Quai des Brumes

Produktion: Frankreich, Alliance
Regie: Marcel Carné
Verleih: Comptoir.

FH. Wiedersehen mit dem klassischen Film, der Carné zu seinem Ruhm verhalf und Serien von Nachahmungen erzeugte. Erfreulich, daß der starke Eindruck von einst sich heute wiederholt. Der Film hat keine Patina angesetzt, kein Staub hat sich auf ihn gesenkt. Nur sieht man aus der heutigen Distanz klarer, wie sehr doch diese spirituelle Traurigkeit der pessimistischen Resignation Ausdruck der geistigen Lage Frankreichs war. Jedes Ethos, jeder Schwung, jede Begeisterung, jedes trotzige «Dennoch» auch unter Schwierigkeiten, war dem Land abhanden gekommen. Man war schon zufrieden, einige glückliche Augenblicke in einem grauen und hoffnungslosen Dasein erlebt zu haben. Ein trostloser, sozialer Hintergrund von Armut und anarchistischer Gewalttat breitet sich ohne Aussicht auf Besserung vor uns aus. Es hätte in Frankreich keines Sehers bedurft, um in solchen und ähnlichen Werken Alarmsignale zu erkennen.

Der Deserteur (Jean Gabin) bei dem hinterhältigen Paten des Mädchens (Michel Simon), der diesem nachstellt.

Ein düsterer Stoff, ein alltäglicher Roman, aber von Prévert geschickt und weitgehend auf das Menschliche hin verstärkt. Ein Deserteur und eine Waise vereinigen sich, um ein besseres Leben zu gewinnen. Aber der verkommene Pate des Mädchens und ein Verbrecher stellen diesem nach. Der Soldat sucht sie zu verteidigen, tötet dabei im Zorn den Paten und wird vom Verbrecher erschossen. Dem Mädchen bleibt nur traurige Verzweiflung. Es ist die Geschichte eines Menschen, der sich zu befreien wünscht, der aber durch materielle Umstände daran verhindert wird und in die alten Fallen stürzt, aus denen er sich nicht mehr erhebt.

Eine melancholische Angelegenheit, und doch: das Ganze ist in eine so menschlich-künstlerische Atmosphäre getaucht, daß daraus fast eine besondere Filmgattung entstand. Der Film ist dokumentarisch, Gewalttaten werden bis zur kompromißlosen Härte gesteigert. Da gibt es keine brave Hausbackenheit, kein Darüberhinwegsehen über das, was in den Menschen auch steckt. Aber andererseits ist das Hafenmilieu so nüanciert in Nebel getaucht, daß alles irgendwie doch wieder irreal erscheint, aber nicht als billiges Mittel zum Zweck, sondern stimmungsverdichtend, an manchen Stellen poetischer Rang erreichend. Wir glauben, eine alltägliche, realistische Hafen-Milieu-Geschichte zu sehen, und erleben das Geschehen als eigenständisches Werk von künstlerischer Verdichtung. Wahrheit und Dichtung, Traurigkeit, Verzweiflung und Seligkeit, Gewalttat und Liebe verbinden sich zu vergeistigter Präzision mit so delikaten Uebergängen, daß trotz der größten Gegensätze alles zu einer selbstverständlichen Einheit verschmolzen scheint. Gabin und Michèle Morgan in den Hauptrollen haben eine bezaubernde Affinität zueinander; Bitterkeit, Traurigkeit, Hoffnung und Resignation drücken sich wortlos fast in jeder Bewegung aus. Lichtlos, aber von künstlerischer Präzision, leider ohne den geringsten Strahl einer verklärenden Verheißung, aber sehr menschlich, entspricht der Film auch heute noch einer wichtigen Seite französischen Wesens. Bedrückend, wie diese Menschen in ihrer fatalistischen Resignation nie auf den Gedanken kommen, ihre Augen zu jenen Bergen zu erheben, von denen allein ihnen Hilfe kommen könnte.

Sieg auf dem K 2

Produktion: Italien
Regisseur: Mario Fantin
Verleih: Europa-Film

ms. Der K 2 ist ein Berg. Der zweithöchste der Welt. Er ragt aus dem Karakorum-Hochgebirge empor. Im Jahre 1954 haben ihn die Italiener besiegt. Ein hartes Ringen um den Berg, der die Bergsteiger nicht weniger versucht hat als der Mount Everest im Himalaja, fand damit seinen Abschluß. Von diesem Sieg erzählt der italienische Film «Italia K 2».

Dokumentarfilme erfreuen sich heute beim Publikum einer großen Beliebtheit. Das Dokumentare wird unbesehen mit der Wahrheit gleichgesetzt. Man fragt selten, ob dokumentar tatsächlich wirklichkeitsgetreu bedeute. Man hat es zum Beispiel beim englischen Mount-Everest-Film nicht gefragt. Man übersah völlig, daß die Gipfelaufnahmen nicht echt, sondern gestellt waren. Man hat die Frage nach der Wahrheit beim deutschen Film «Nanga Parbat», der sehr gerissen gemacht wurde, ebenfalls nicht gestellt und daher übersehen, daß die Aufnahmen von der Gipfelbezwingung dieses vierthöchsten Berges der Welt, welche von dem famosen deutschen Bergsteiger Buol in tollkühnem Einzelgang vollbracht wurde, nicht echt, sondern auf der Jungfrau nachgedreht worden waren.

Echte Aufnahmen aus so großer Berghöhe hatte einzig der schweizerische Mount-Everst-Film mit nach Hause gebracht. Es waren großartige Gebirgs- und Kletteraufnahmen. Es war aber nicht so dramatisch wie bei den Nanga-Parbat-Deutschen, nicht so sensationell wie bei den Everest-Engländern, die den Gipfel des Welthöchsten bezwangen. Aber es war ein hervorragender Dokumentarstreifen, zumal er gut bearbeitet worden war. Nun bringen die Italiener ihren Film, und sie schießen den Vogel ab, weil ihr Kameramann, Mario Fantin, zugleich ein sehr guter Bergsteiger ist. Da ist kein Bergsteiger, wie bei den Schweizern, der als Kameramann Dilletant wäre, sondern ein Fachmann in beidem, und eben das merkt man diesem «Sieg auf dem K 2» an.

Der «K 2» ist der schwierigste Achttausender. Der Kampf um seinen Gipfel reicht bis ins Jahr 1909 zurück und war vor allem eine Sache der Italiener, während sich die Engländer, Schweizer und Deutschen vorwiegend dem Everest, die Franzosen dem Annapurna und Nanda Devi gewidmet haben, und die Schweizer neuerdings den Lothse, den letzten Achttausender, besiegt haben. Der K-2-Film geht denn auch in die Vorgeschichte zurück, er zeigt Erinnerungen an die Versuche des Duca degli Abruzzi im Jahre 1909, mehr noch, er feiert die Freude am Bergsteigen und die Lust, Gipfel zu erklettern, als ein Zug ewigmenschlichen Wesens, als ein Element der Sehnsucht nach Größe. Diesem Element der Größe strebte auch die italienische Expedition 1954 unter Professor Ardito Desio nach.

Der Film zeigt die peinlich genaue, wissenschaftliche Vorbereitung der Expedition — er ist darin dem englischen Everest-Film gleich —, die Prüfung von Menschen und Material, dann die Abreise, den Flug, den mühevollen Marsch, den Aufstieg über neun Lager bis zum Gipfel. Er montiert zwischenhinein kleine Erinnerungsszenen vom Leben der Daheimgebliebenen, der Familienangehörigen. Und die Tragödie, der Tod des bekannten und sympathischen Aostatalers Mario Puchoz, den der mörderische Berg zum Opfer forderte, bevor er sich ergab, und dessen Leiche, in Segeltuch eingenäht, von seinen Kameraden über Gletscher, Felsgräte und Schluchten, über Schneefelder und glasglatte Wände herabgeschleppt wird. Der Film schließt mit dem Sieg, der an die Namen von Compagnoni und Lacedelli geknüpft ist; mit einem kleinen Filmaufnahmegerät photographierten die Bezwinger den Gipfel, und die Umwelt der Berge weit im Kreise, diese Meere von unbewegten Wellen, das Meer der Gipfel bis zum Himalaja hin.

Dieser italienische Bergfilm gehört zu den besseren Dokumentarstreifen dieser Art und wird hoffentlich auch in unserem Lande viele Freunde finden.

Wem die Stunde schlägt

Produktion: USA, Paramount
Regie: Sam Wood
Verleih: Star-Film

FH. Der Sommer, sonst eine flaue Zeit für Filme, beschert uns in den letzten Jahren jeweils Wiederholungen alter Filme, die wir sehr begrüßen. Sie gestatten uns, frühere Urteile an den veränderten Verhältnissen der heutigen Zeit nachzuprüfen, das Alte in neuer Perspektive und aus größerer Distanz zu sehen. Auch die neue Reise dieses einst erfolgreichen Films durch unsere Kinos ist zu begrüßen. Er gehört zu jenen anti-faschistischen Filmen, die während des Krieges in Amerika hergestellt wurden, ist aber weit über seine inzwischen vergessenen Gefährten hinausgewachsen.

Ursache dafür ist schon die Vorlage, Hemingways bekannter Roman aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Ein dichterisches Werk, rücksichtslos-sachlich, elementar, nichts beschönigend, ohne Hoffnung, im unvermeidlichen Nihilismus endigend. Auf der Seite der Roten Armee erhält ein Amerikaner den Auftrag zu einer Brückensprengung im Rücken der Reaktionäre. Unterstützt von Partisanen, mit denen er sich zuerst auseinandersetzen muß, besteht er ein kleines Gefecht, kann den Auftrag erfüllen, findet aber, kämpfend den Rückzug deckend, den Tod. Eine kurze, verdichtete Liebesgeschichte mit dem Partisanenmädchen Maria bildet den menschlichsten Teil der Episode.

Hemingway eignet sich hervorragend zur Verfilmung. Er schiebt absichtlich das Nebensächliche, reale Geschehen vor, verleiht ihm soviel Gewicht, daß es stellvertretend für die Hauptsache wirkt, vermeidet sorgfältig das Eigentliche, das ihm am Herzen liegt. So stützt er seine Auffassung, daß alles im Leben nur Wind sei und nur der Augenblick zähle. Aber man spürt bei ihm die Schwermut, spürt den Trotz eines Mannes, der nicht zugeben will, wie sehr er enttäuscht ist, wie heiß er im Grunde ein anderes Leben begehrt. Dieses hintergründige, lastende, verschattete Sehnen nach Ueberwindung der gleichgültig-stumpfen Welt kommt im Film kaum zur Geltung, wohl aber naturgemäß der betonte Realismus, das Aeußerliche der Ereignisse, die Auseinandersetzung mit dem Partisanenchef, die Kämpfe und ihre Vorbereitung usw.

Wenn auch das Eigentliche des Stoffes verlorenging, so steht der Film doch noch weit über dem Durchschnitt der Unterhaltungsfilme. Gary Cooper bietet in seiner nüchternen, schweigsamen, illusionslosen Männlichkeit als Freiheitskämpfer eine Glanzleistung, während Ingrid Bergmann doch zu sehr denkende Schwedin ist, um bei aller Begabung als impulsive Spanierin restlos überzeugen zu können. Der Gesamteindruck ist trotz der Länge noch immer faszinierend, Spaniens ewige Tragödie zwischen totalitären Extremen wird im Hintergrunde sichtbar, und eine leise Erinnerung an Goyas furchtbare Bilderreihe «Desastres de la guerra» taucht auf. Daß uns sowohl der wilde, finstere Fanatismus, in Jahrhunderten in Spanien hochgezüchtet, ebenso fernsteht wie der harte Nihilismus Hemingways, soll uns von dem Film nicht abschrecken; nur wer fremde Welten kennt, wird sich der eigenen voll bewußt.

Die Atom-Ente (Mr. Drakes Duck)

Produktion: England, Angel
Regie: Val Guest
Verleih: Cinéoffice

ZS. Ein lustiger Sommer-Scherz, nicht ohne weiterreichende Ausblicke. Das Kauzige, Absonderliche, das im englischen Humor auch steckt, wird hier genießerisch für eine Satire der englischen Bureaukratie ausgewertet. Und zwar werden besonders die militärischen Dienststellen von Armee, Marine und Luftwaffe kreuzvergnügt aufs Korn genommen. Die jungverheiratete Frau eines amerikanischen Farmers, unvertraut mit gewissen Bräuchen, hat unwissentlich einige Dutzend Enten auf dem Markt ersteigert, was zu einer kleinen Trübung der Flitterwochen zu führen scheint. Aber da wird durch die Behörden auf umständlichen Wegen entdeckt, daß eine der Enten uraniumhaltige Eier legt.

Jetzt wird die Farm zur verbotenen Zone erklärt, Tanks und Infanterie mit Minenwerfern fahren auf und verhängen das Standrecht über die protestierenden Bewohner, welche die Liegenschaft nicht mehr verlassen dürfen. Und da die Marine selbstverständlich nicht einer solchen Operation des Landheeres nur zusehen kann, erwirkt sie die Erlaubnis zur Entsendung einer Matrosenabteilung. Da ferner die Luftwaffe sich ebenfalls zurückgesetzt fühlt, wird auch sie ermächtigt, Kampfflugzeuge in die Tomaten- und Spargelbeete der Farm zu landen. Mit militärischer Konsequenz wird schließlich die Wunderente festgestellt, die die Fähigkeit hat, das in den Pflanzen vorkommende Uranium in ihren Eiern aufzuspeichern, und den Sachverständigen überbracht, wo sie selbstverständlich bald ums Leben kommt. Doch damit ist die Geschichte keineswegs zu Ende, denn die Bureaukratie ist ewig . . .

Liebenswürdig und lustig wird das alles vorgetragen, und die Schadenfreude bei allen vom Staat geplagten Zuschauern ist groß. Besteht doch der Moloch auch nur aus Menschen, über deren Schwächen man lachen darf, und welche ihre Macht zu Handlungen verleitet, die komisch und entlarvend zugleich wirken.

Eine Stadt geht durch die Hölle (Pheenix-City-Story)

Produktion: USA, Allied Artists
Regie: Ph. Karlson
Verleih: Columbus-Film

ms. Es hat sich in New York eine kleine Außenseitergesellschaft gebildet, in welcher die berühmtesten Filmregisseure Hollywoods Aktionäre sind (ihr Aktieneinkommen müssen sie niedriger versteuern als die riesigen Gagen aus Hollywood, darum sind sie als Aktionäre unter die Produzenten gegangen und arbeiten gegen niedrige Entlöhnung). Diese Gesellschaft, die Allied Artists, dreht außergewöhnliche Filme, soweit man bis jetzt sehen kann. Außergewöhnlich ist jedenfalls diese «Pheenix-City-Story».

Es ist ein Kriminalfilm. Aber einer, der im Gewand des Dokumentarischen auftritt. Pheenix City ist eine kleine Stadt in Alabama, eine Stadt der Spieler. Die Spielhöllenbesitzer terrorisieren die ganze Bevölkerung. Sie korrumpieren die Behörden, die Polizei, lenken die Wahlen. Sie dingen Gangster und morden jeden, der sich ihnen entgegenstellt. Von diesem Terror, der in der Art nicht anders ist als jener, den Dillinger in Chicago ausgeübt hat, berichtet dieser Film.

Der Mann, der die lasterhaften Behörden einer Kleinstadt bekämpfte und von ihnen brutalisiert wurde, hat telephonisch Truppen in Washington verlangt und fordert die Bürger auf, ihre Zustimmung ins Telephon zu schreien.

Und von dem Kampf einiger mutiger Männer dagegen, von ihren Opfern an Leib und Leben, von ihrer Furcht und ihrem Mut, ihrer Unverdrossenheit und ihrem Triumph. Der Film beruht auf Tatsachen. Der Prozeß, der gegen diese Spielhöllenbesitzer, die nun aus dem Staate Alabama ausgewiesen sind, angestrengt wurde, ist noch nicht abgeschlossen. Der Film ist also der Wirklichkeit hart auf den Fersen. Es ist ein sehr harter Film, für starke Nerven bestimmt, aber ein Film, der nichts beschönigt, sondern getreu den Polizeiakten und Zeitungsberichten aus gar nicht weit zurückliegenden Jahren folgt. Wir meinen, dieser Streifen sei hervorragend inszeniert in der Handlung und Atmosphäre, er zeigt völlig unbekannte, aber gute Schauspieler, er gibt sich sogar so dokumentar, daß alle Namen mit Ausnahme jenes des Regisseurs fehlen. Der Film verdient aber vor allem deshalb Beachtung, weil er ein Dokument demokratischen Bürgersinns und Bürgermutes ist und über alle Spannung hinaus, die er vor allem in seinem zweiten Teil hat (im ersten Teil läuft er etwas zäh an), den Wert einer staatsbürgerlichen Lektion hat. Dabei ist erfreulich, daß diese Lektion nicht manifest erteilt wird, sondern aus der Handlung heraus. Der Film ist also nicht so sehr moral-trunken und pädagogisch-vordergründig wie gleichgerichtete Filme aus Hollywood.

Schwedenmädel

Produktion: Deutschland, Melodiefilm
Regie: Th. Engel
Verleih: Stamm-Film

ms. Filmleute sind geschäftstüchtig. Sie wissen zum Beispiel, daß die Landschaft Schwedens beim Publikum zieht. Die Schären, die Mittsommernacht und Stockholm. Auch die Deutschen haben das erlickt, und so zogen sie denn aus, in dieser Landschaft und unter solcher Mittsommernacht einen Liebesfilm zu drehen. Die Liebe geht unter Studenten um. Diese sind zwar aus allen Herren Ländern hergereist zu einem Ferienkurs, den ein weiser und väterlicher Professor leitet, aber sie tragen dennoch die berühmte schwedische Studentenmütze, die weiße Mütze, die so reizvoll die Locken ziert. Es geht international zu. Freilich redet man nicht in Gottes lieben Sprachen daher, sondern man redet ausschließlich Deutsch, aber jeder mit dem Akzent des Landes, aus welchem er stammt. Es gibt Herzenswirrnisse, Treuegelöbnisse, Edelsinn und tiefe Gespräche, man reitet im Badkleid am Strand entlang, picknickt und zeltet, tanzt unter der Sonne der Mittsommernacht und ringt sich, weil die Geliebte schon einem anderen gehört, zum Verzicht durch, erreicht aber gerade mit diesem schmerzensvollen Verzicht, daß man das geliebte Mädchen gewinnt. Sie ist eine Schwedin, er ein Deutscher, und da beide einander so germanisch innig in die Augen schauen, darf man wohl von einer germanischen Blutgeschwisterschaft reden. Der Film ist klein und harmlos, ein Späßchen mit der Innigkeit, rührselig, aber hübsch gemacht, ohne Ansprüche.